

sperren sie in eine Küche, damit sie nicht weglaufen konnte. Sie war eine kleine Frau, die den ganzen Tag auf der Bank saß und zum Fenster hinaussah, ohne den Mund aufzumachen, als wäre sie stumm oder verstünde die menschliche Sprache nicht. Aber eines Abends, als die Hausfrau in die Küche kam, um das Essen zu kochen, das Feuer anzündete und einen Topf Milch für die Suppe darüberhängte, kreischte die Verwunschene mit einem Mal:

»Schnell, schnell! Die weiße Milch läuft dir über!«

Die Hausfrau beeilte sich, nach dem Topf zu sehen, und die Verwunschene nutzte die Gelegenheit, um von der Bank zu springen und durch die Tür zu entweichen. Und ehe sie für immer verschwand, zischte sie angeblich noch:

»Niemand sollt ihr erfahren, wofür die Ampferwurzel gut ist!« Dann kicherte sie wie ein Frettchen, und die Leute auf den Dörfern wissen bis zum heutigen Tag nicht, wofür die dicke Wurzel des Ampfers gut ist.

Manchmal weint Margarida über die Geschichten, sie weint, weil ein Vater seine Töchter in Berge verwandelt, oder sie weint über das, was man uns angetan hat, die Wolle und die Asche und die glühenden Eisen und die Ketten und die Streckbank und die Gewichte an den Füßen und das rote Blut. Sie weint, weil sie gestorben ist, wie alles, was sterblich ist. Und ich sage, Margarida, so weine doch nicht. Und manchmal weint sie auch, wenn in der Höhle ein Kind zur Welt kommt, und ich sage, Margarida, so weine doch nicht. Und nach dem Gewitter weinte sie auch ein bisschen um den Mann, weil der auf der Lichtung so schön ausgesehen hatte, wie sie sagte. Es ist ein Jammer, dass die Menschen so schnell verbraucht sind, und dass sich die anderen Menschen an die leeren Körper klammern und sie verstecken und begraben, um nicht mitanzusehen zu müssen, was auch ihnen bevorsteht. Und sie weinte, als sie ihn fanden und wegtrugen und er uns nie wieder besuchen kam. Stattdessen stellten sie an der Stelle, wo der Blitz den Mann getroffen hatte, ein Kreuz auf. Dauernd müssen sie die Landschaft mit ihren Kreuzen verschandeln! Aber dieses war klein. Ab und zu gingen wir hin und pinkelten es an, wie Hunde. Und manchmal pflückten wir ihm Blumen, die dort wuchsen, wo er sich niedergelegt hatte, Pissblumen, nannten wir sie, aus Jux.

DIE WEISSE TISCHDECKE

Meine Kinder sind wie Fliegen. Wo sie vorbeikommen, hinterlassen sie Spuren. Pling, pling, pling. Man könnte ihrer Fährte folgen. Die offene Kommode. Die gute Kommode. Die mir der Vater und die Tante zur Verlobung geschenkt haben. In der ich die schönen Sachen aufbewahre. Meine wenigen schönen Sachen. Sorgsam verwahrt. Gefaltet und mit Seidenpapier dazwischen. Und Rosmarinsäckchen. Eine der Schubladen ist offen. Wäsche und Papier sind zerknittert und achtlos hineingestopft. Noch bevor ich es überprüft habe, erkenne ich an der Höhe des Stapels, dass die weiße Tischdecke fehlt. Die weiße Tischdecke ist so schön, dass man nicht darauf essen kann. Mein Zorn lodert auf wie eine Fackel, und ich denke, wenn sie in Reichweite wären, würde ich ihnen mit einem einzigen Ruck die Ohren abreißen.

Ich mache wieder Ordnung, Servietten, Seidenpapier, Schutzdeckchen, und schließe die Schublade.

»Wo sind die Kinder?« Opa Ton sitzt reglos auf seiner Bank. Geredet hat er schon vorher nicht, aber jetzt rührt er sich auch nicht mehr.

»Draußen«, erwidert er.

»Draußen«, wiederhole ich. *Draußen* kann irgendwo zwischen hier und Frankreich sein. »Willst du Wasser?«, frage ich ihn, und er schüttelt den Kopf.

Hin und wieder, wenn er nach einem Glas greift und trinkt, mit seinem Messer hantiert oder die Hände auf die Knie stützt, schlägt mein Herz einen Salto, weil er die Hände genauso bewegt wie Domènec. Und ein anderes Mal betrachte ich den alten Mann, so schweigsam, so welk, so trübselig und mager, und kann nicht glauben, dass er Domènecs Vater sein soll. Opa Tons Mund ist ausgetrocknet. Wie eine Rosine. Bei manchen Menschen legt sich die Zunge quer und verdorrt ihnen im Mund, den sie dann nicht mehr aufbekommen, nicht einmal, um ihren Kindern oder ihren Enkeln etwas Nettes zu sagen, und so gehen die Familiengeschichten verloren, und alles dreht sich nur noch um das harte Brot, das du heute isst, den Regen, der heute fällt, und die Knochen, die dir heute wehtun. Melancholie der Berge. Sie haben sich Domènec geholt, diese Berge. Meinen Domènec. Ein Blitz hat ihn erschlagen wie ein Kaninchen. Zwei Monate nach Hilaris Geburt. Was ein Glück war, denke ich. Denn so habe ich Hilari nicht über mein Blut mit Kummer und Tränen angesteckt, was geschehen wäre, wenn sich Domènecs Tod während meiner Schwangerschaft ereignet hätte. Dann wäre mein Sohn schon mit einem Schaden zur Welt gekommen, blau vor Trauer. Nein. Ich habe allein geweint. Ich habe alle Tränen, die mir Gott gegeben hatte, auf einmal geweint. Bis ich trocken war wie ein bracher Acker. Und Hilari wurde das glücklichste vaterlose Kind der Welt. Glücklichere und weniger verwaiste Halbwaisen als meine Kinder hat es

niemals gegeben. Als hätten sie nie einen Vater gebraucht. Ein Segen. Aber es gibt Tage, an denen eine Frau nicht mehr leben will. Wenn ihr der Blitz den Mann erschlägt wie ein Kaninchen. Wenn man ihr einen Ast ins Herz bohrt, sie aber nicht umbringt. Dann will sie nicht mehr leben. Aber sie hat die Pflicht weiterzuleben. Die Kinder rufen nach ihr und zwingen sie zu leben. Der Alte hat Hunger und verlangt nach ihr. Die Leute aus dem Dorf bringen ihr Bohnen und Zucchini, nur um sie zum Weiterleben zu nötigen. Und sie hört auf, eine Frau zu sein, und wird eine Witwe, eine Mutter. Die nicht länger Mittelpunkt, nicht mehr die treibende Kraft ihres eigenen Lebens ist, sondern sich gezwungen sieht, auf alles zu verzichten, was sie je ersehnt hat. Wirf alles fort, was du dir gewünscht hast, hier, mitten auf den Weg, und alles, was du dir gedacht hast, in den Straßengraben. Alles, was du geliebt hast. Dabei war das wirklich nicht viel. Dieser Mann und diese Berge. Das hat in dir den Wunsch nach einem kleinen Leben geweckt. Klein und schlicht wie ein hübsches Steinchen. Ein Leben, das in eine Jackentasche passt. Wie ein Ring oder eine Haselnuss. Niemand sagt dir, dass man sich etwas aussuchen kann, das nicht klein ist. Sie sagen dir nicht, dass kleine Steine verlorengehen. Dass sie durch ein Loch in der Tasche rutschen. Und du dir, wenn sie verschwunden sind, keinen neuen aussuchen kannst. Verloren ist verloren. Wirf auch dein Herz weg, gleich hier, in den Matsch oder ins Gestrüpp. Wirf die Freude weg. Wirf deine Seele weg und die Umarmungen und die Küsse und das Ehebett. Und rei dich zusammen, rei dich zusammen. Steh auf und sieh dir an, wie dünn und blau dieser Morgen ist. Geh hinunter in die Küche, und iss etwas, und danach fütterst du die Kinder, und danach den Alten, und danach die Kühe und die Kälber und die Sau und die Hühner und den Hund. Reiß dich zusammen, rei dich zusammen. Bis du vor lauter Zusammenreien alles vergessen hast.

Ich habe Hilari nicht gestillt. Weil meine Milch salzig war. Und mit verdünnter Kuhmilch und der aus der Apotheke gedieh mein Sohn wie eine Blume. Eine Blume, die ich kaum goss oder beschnitt. Dein Liebling muss ein Kind sein, das dir entwächst wie eine Wurzel. Ich liebe meine Kinder, trotz meiner hinkenden Seele. Trotz meiner Mattigkeit, Verdrossenheit und Schwermut. Auch wenn zu den Versprechen, die ich gegeben hatte, die man mir abgenommen hatte, nicht gehörte, sie allein großzuziehen. Ich wollte einen Ehemann, meinen Mann, und wenn später Kinder kämen, na gut, dann sollte mir das schon recht sein. Aber Kinder und sonst nichts? Warum sollte eine Frau nur Kinder haben wollen und sonst nichts? Ich hatte ihn doch kaum gekostet. Der Honig hatte mir nicht mal die Lippen benetzt, da wurde er mir erschlagen wie ein Kaninchen.

Zuerst hatte er mir wegen seiner Haare gefallen, mein Mann. Dann wegen seiner Gedichte. Und je näher ich ihn mir ansah, desto mehr gefiel mir an ihm. Die Hände. Die Beine. Die Ohren. Und die Falten im Augenwinkel, wie Vogelschwänzchen. Die Schultern. Die Stimme, die mir, wenn er leise sprach, wie eine Eidechse den Rücken hinauflief. »Ich bin so verrückt nach dir, Sió, so verrückt!«, sagte er. Dieser Blick, wie eine Lanze, wie ein Pfeil. Und dieser Kopf voller Geheimnisse, voller Worte. »Du hast so blaue Augen, Sió, dass darin Fische schwimmen.«

Ich war hübsch, wunderwunderhübsch. Die blauesten Augen von Camprodon. Und das wusste ich auch. Ich war hübsch wie meine Mutter, die aus Ca la Ufana stammte, dem sogenannten »Haus der Hochnäsigen«, weil alle Frauen der Familie so stolz und bildschön waren. Sie heiratete meinen Vater, und sie lebten im Dorf, weil Vater Vorarbeiter in der Keksfabrik war. Aber ich wollte einen Mann, der die Erde und auch die Ideen liebte. Einen Mann, der sich auf Bäume, Pflanzen und Tiere verstand. Meine Mutter starb bei meiner Geburt, weil sie sie sehr weit aufschneiden mussten und sie sehr zierlich war. Aber Tante Carme, Papas Schwester, und auch Papa sagten immer Püppchen zu mir, wie ein Püppchen bist du, das allerhübscheste auf der ganzen Welt, und sie kauften mir Anisbonbons, Schleifen und Bücher und Hüpfseile, und ich war nie traurig, keine Mutter zu haben. Tantchen flocht mir Zöpfe und sagte, du wirst einen Mann finden, der dich sehr lieben wird und den du sehr lieben wirst, und ich wollte von meiner Tante wissen, wie dieser Mann sein würde. Und sie setzte mir jede Menge Flausen in meinen unschuldigen Kopf. Und Papa sagte, er könne kein zweites Mal heiraten, weil er eine so schöne Frau wie meine Mutter nie mehr finden würde. Nur du und ich, Sió, Prinzessin. Und immer mehr Flausen. Ein Puppenhaus. Wir bringen dir das Nähen bei, wir bringen dir heimlich bei, Katalanisch zu lesen, wir bringen dir bei, wie man kocht und Staub wischt. Was war Domènec sauer, als er mich zum ersten Mal auf den Hof mitnahm und ich noch nie einer Kuh zu fressen gegeben hatte. Mein Vater arbeitete doch in der Keksfabrik! Ich hatte noch nie eine Mistgabel in der Hand gehabt. Du kannst aber auch gar nichts!, schrie er mich an. Was habe ich mir nur dabei gedacht, ein Mädchen aus dem Dorf statt eines aus den Bergen zu heiraten?! Stinksauer. Aber du hast doch gewusst, dass ich alles erst lernen muss, was auf einem Bauernhof zu tun ist. Was habe ich mir nur dabei gedacht?!, zeterte er. Und ich weinte und weinte, denn wir waren seit sieben Tagen verheiratet, von denen wir sechs in Frankreich verbracht hatten.

Tante Carme beruhigte mich und sagte, ich solle nur rasch lernen. Die weiße Tischdecke hat sie gemacht. Sie hat sie zu Papas und Mamas Hochzeit genäht. Und ich lernte rasch. Das Vieh zu hüten und Kuhdung an den Schuhen zu haben. Denn wenn du liebst, lernst du schnell. Und dann starben Papa und Tante Carme in derselben Nacht, in der ich mit Mia niederkam. Sie starben friedlich im Schlaf. Die Feuerstelle qualmte und verströmte einen feinen unsichtbaren Dunst, der sich ausbreitete und die Luft verzehrte, und weil sie schliefen, sogen sie das Gift ein und wachten nicht mehr auf. Und als die Nachbarin, Dolors von Can Prim, ihre Enkelin Neus zu ihnen schickte, reagierten sie nicht. Und weil niemand öffnete, brachen die Nachbarn die Tür auf und fanden beide in ihren Betten, schlafend wie die Murmeltiere. Man wusste nicht, ob man es mir sagen sollte, bevor ich entbunden hatte. Mias Geburt dauerte endlos lang, und ich dachte schon, sie bekämen sie nie aus mir raus. Dabei war sie wie eine Maus, ein winziges Mäuschen, als sie endlich auf die Welt kam. Sie ließen mich einen Tag ausruhen, und wie ein Gespenst stillte ich die Kleine mit geschlossenen Augen und schläfrigem Lächeln und nahm sie bei den Ärmchen, die weich waren wie Brotkrume, und legte sie auf meinen erschlafften Bauch, und Domènec konnte das alles gar nicht fassen. Und ich

fragte, Domènec, wieso hast du denn Papa und Tante nicht Bescheid gesagt? Und da erzählte mir Dolors, sie seien eines sehr sanften Todes gestorben, und sie habe in meinem Namen Abschied von ihnen genommen. Und da ich mich noch wie betäubt fühlte, weil ich nicht geschlafen hatte und mein Kind, unser Kind, in den Armen hielt, erschien es mir sehr traurig und zugleich nicht so traurig. Wie ein Austausch. Wie ein Naturgesetz. Die einen gehen, um denen, die kommen, Platz zu machen. Und wir nannten das Mädchen Maria Carme, nach meiner Tante. Ich lag noch im Wochenbett und konnte nicht mit zur Beerdigung, und es vergingen Monate, bis ich wieder hinunter ins Dorf ging, und da kam es mir vor, als wären mein Vater und Tante Carme schon viele, viele Jahre tot, wie meine Mutter. Ich war so erfüllt von allem, was mir zuteilwurde, von Domènec, wenn er sagte, durch das Baby sei unsere Liebe noch größer geworden, noch stärker. Sie habe Form angenommen, wie er sagte. Unsere Liebe sei ein Engel. Eine Nachtigall. Ich war erfüllt von der Magie der Milch. Wie eine Kuh. Von Mias offenem Mäulchen, wie eine zahnlose Frucht, die nuckelte und nuckelte, vom Frühling, der auf den Sommer zuzuging, und davon, dass ich nun seit genau einem Jahr eine Frau war, eine richtige Frau, eine verheiratete Frau, die sich mit Fug und Recht Frau nennen durfte. Eine Frau mit einem Mann in ihren Armen und jetzt auch mit einem Töchterchen, einem Kind der Liebe, wie einem Engelchen vom Himmel. Und manchmal muss ich daran denken, wie wenig es mir ausgemacht hatte, dass mein Vater und Tante Carme gestorben waren, als ob es Zeit für sie gewesen wäre, als wäre das ganz natürlich. Weil die Reihe an mir war, zur treibenden Kraft aller Dinge zu werden. Weil mich nichts als Freude erwartete entlang eines sehr breiten, sehr sonnigen Weges mit dicken Bäumen zu beiden Seiten.

Als Domènec mich kennenlernte, sagte er, ich sei schön wie eine Gemse, wie eine Katze, wie eine afrikanische Löwin. Er forderte mich zum Tanzen auf und sagte, beiß mich nicht. Und zum Abschied flüsterte er mir Gedichte ins Ohr. Gedichte, in denen es um ein Mädchen ging, das ich war. Um alle Blumen und um Eifersucht. Gedichte, aus denen er einen Altar erbaute, den ich keck erkletterte, vergnügt und offen wie eine Blüte. Und wie gut er tanzte, dieser Domènec. Er tanzte gut, wie er alles gut machte, was er tat. Er hatte ein feines Händchen sowohl für Tiere, als auch für Menschen. Ich hätte ihm alles gewährt, wenn er mich darum gebeten hätte. Manchmal hielt ich es nicht mehr aus, ständig die Hände im Schoß zu behalten. Ständig die Zunge im Mund zu behalten. Vor lauter Herzklopfen, vor lauter Bangen, vor lauter Lust auf seine Hände. Drei Jahre lang hatten wir jeden Sonntag unser Stelldichein. Woche für Woche. Außer den Monaten, nachdem er sich die Haare abrasiert hatte. Einmal im Jahr schor er sich den Kopf. Dann sah man seinen ganzen kahlen Schädel, den ich, bevor wir verheiratet waren, allerdings nie zu sehen bekam. Er stutzte sein Haar wie man einen Baum stutzt, der, wie er sagte, dann umso kräftiger austreibe. Gestärkt. Bereit zu neuen Zweigen und Früchten. Domènec hatte sehr schönes Haar. Golden wie der Weizen und das Schilf. Und große Angst, es könnte ihm ausfallen. Wenn er sich rasierte, verkroch er sich an die zwei Monate oben in Matavaques – das ist der Name seines Hauses, unseres